

BEATE RYGIERT

Das  
Lied  
von der  
*unsterblichen*  
Liebe

ROMAN

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
www.droemer.de**



Copyright © 2014 der Originalausgabe bei Droemer Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München

Umschlagabbildung:

© Gettyimages/Carmen Moreno Photography

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-28104-8

2 4 5 3 1

*Für Maria Hohler*



Ich setzte den Fuß auf die Luft,  
und sie trug.

*Hilde Domin*



ERSTER TAG





Wenn Sie springen wollen, dann tun Sie es jetzt«, sagte Valentin zu der Frau, die ein paar Schritte von ihm entfernt in zwanzig Meter Höhe auf dem Sims balancierte. »Mehr Publikum werden Sie nicht bekommen. Worauf also warten Sie noch?«

Valentin blickte auf die Menge hinab, die sich eingefunden hatte, um einem Menschen beim Sterben zuzusehen. Sie hatten die Baustellenabspernung niedergetrampelt, um besser sehen zu können. Jetzt kam dort unten Unruhe auf. Die Leute waren es leid, die Köpfe nach oben zu recken und darauf zu warten, dass endlich etwas passierte. Doch es sah nicht danach aus, als würde die Frau ihnen diesen Gefallen tun.

Valentin war klar, dass sie in Wahrheit gar nicht sterben wollte. Sie war verzweifelt, gewiss, aber wer war das nicht? Seit fast drei Stunden standen sie jetzt hier oben, und langsam wurde es Zeit, dem ein Ende zu setzen. Sie hatte ihm ihr Leben erzählt, es war traurig. Und unterschied sich doch nur in Details von dem, was er in den letzten Jahren zu hören bekommen hatte. Verratene Liebe. Vertane Chancen. Verlorenes Vermögen. Aber noch war sie nicht ohne Ehrgeiz: Sie wollte die Erste sein, die von dem neuen Bankgebäude sprang, das erst in sieben Tagen eröffnet werden sollte. In diesem Institut hatten sich ihre Anlagen in Luft aufgelöst. »Mein Geld«, wieder-

holte sie immerzu, »steckt in dem Stein, auf dem ich stehe.«

Sie war viel zu zornig, um jetzt schon zu sterben. Valentin sah auf die Armbanduhr. Es war Viertel vor drei. Viel Zeit blieb nicht mehr. Ein Wind kam auf, wehte ihm das Haar ums Gesicht. Die Frau schwankte, dann wurde ihr bewusst, wie schmal das Mäuerchen war, auf dem sie stand, schwankte erneut. Zum ersten Mal, seit sie hier oben waren, entdeckte Valentin Angst in ihrem Gesicht.

»Na dann«, sagte er, »war schön, mit Ihnen zu plaudern. Aber jetzt muss ich gehen. Ich habe noch eine Verabredung.«

Die Frau wandte ihm jäh ihr Gesicht zu. Es war klar, sie wollte nicht allein hier oben bleiben. Er reichte ihr seine Hand. Sie zögerte. Dann ergriff sie sie. Unten klatschte jemand Beifall, andere buhten. Valentin sah kommen, dass sie es sich anders überlegte. Trotz wallte in ihr auf. Er kannte diese Hürde. Keiner kehrt gern als Feigling ins Leben zurück. Sie zog ihre Hand aus der seinen.

»Springen«, sagte er, »springen kann jeder. Aber mit mir da runtersteigen, dazu gehört wirklich Mut. Ich bin mir nicht sicher, ob Sie den haben.«

Bockig verschränkte sie die Arme vor der Brust.

»Wie Sie wollen«, sagte er und wandte sich zum Gehen.

»Aber tun Sie sich einen Gefallen: Wenn Sie springen, springen Sie richtig. Ich glaube nicht, dass es Ihnen gefallen würde, den Rest Ihres Lebens im Rollstuhl zu verbringen.«

Er ging zur Feuertür.

»Warten Sie«, rief die Frau.

Valentin öffnete die Tür. Es war besser, sie zweimal rufen zu lassen. Man sparte sich eine Menge Zeit, wenn man nicht gleich reagierte.

»Gehen Sie nicht!«, schrie die Frau.

Da drehte Valentin sich um. Er würde zu spät zu Paulas Beerdigung kommen. Aber sie war es von ihm nicht anders gewohnt.

Cora stand inmitten der Menge und verfolgte die Szene dort oben auf dem Dach des Neubaus genau. Auf dem Mäuerchen, das die Dachterrasse rund um die Glaskuppel noch provisorisch begrenzte, balancierten zwei Gestalten. Ein hagerer Mann, dessen Haar und langer Mantel im Wind flatterten, hielt die lebensmüde Frau fest an der Hand. Nach all der Zeit dort oben hatte sie begonnen, gefährlich zu schwanken.

»Ich möchte wissen«, sagte eine alte Dame neben Cora, »wie die da bloß hochgekommen ist!«

Cora kannte die Antwort. Sie war selbst schon oft dort oben gewesen. Dieser spektakuläre Neubau war ein Entwurf ihres Vaters, und sie kannte ihn in- und auswendig, das Modell hatte lange genug in HP Sternbergs Studio gestanden: ein sich verjüngender Turm mit einem schneckenförmig nach oben führenden Gang ringsherum. Der mündete ganz oben in eine Glaskuppel, die den Innenhof erhellte. Schaffte man es unbemerkt ins Innere des Gebäudes und hinauf bis unter die Kuppel, dann war es einfach, dorthin zu gelangen, wo die beiden jetzt standen. Eine Feuertreppe führte aufs Dach, die Tür war unverschlossen. Cora überzeugte sich täglich vom Fortschritt der Arbeiten. Die Handwerker kannten sie, Cora ging ein und aus, wie es ihr gefiel. Sie war es gewesen, die höchstpersönlich einen Keil in die Tür zum Dach gelegt hatte. Sie war nicht auf den Gedanken gekommen, jemand anderes könnte davon Gebrauch machen. Jemand, der keine Lust zum Leben mehr hatte.

Früher hatte Cora ihren Vater für die Kühnheit dieses Entwurfs bewundert. Ein Museum sollte es werden. Doch dann hatte Raoul ihr erklärt, dass in New York bereits ein ganz ähnliches Museum stünde, ebenso spiralförmig, ebenso weiß. Cora entdeckte es in einem Bildband in der Bibliothek ihres Vaters. »Das Guggenheim hat die Schnecke nicht für sich allein gepachtet«, entgegnete HP, als sie ihn zur Rede stellte. »Und Frank Lloyd Wright war nicht der Erste, der ...«, doch da hatte Cora bereits aufgehört, ihm zuzuhören. Die Pläne für ein Museum hatten sich zerschlagen, nun wurde eine Bank daraus. Und da fragte sich HP Sternberg, warum seine Tochter ihn verachtete.

Cora beobachtete den Mann in dem flatternden Mantel dort oben, der auf die Selbstmörderin einredete. Wie ein großer Vogel stand er dort, als machte ihm die Höhe gar nichts aus. Als wohnte er da oben und die Frau sei sein Gast. Vielleicht sagte er auch gar nichts, aus dieser Entfernung war das schwer zu erkennen. Vielleicht war es umgekehrt, vielleicht war er es, der ihr zuhörte. Menschen, die zuhören, sind viel seltener als die, die reden. Das wusste Cora, spätestens seit Raouls Tod.

»Jetzt hat der Mumm doch nicht ausgereicht, was?!«, sagte ein Mann. Er klang enttäuscht. Cora wandte sich ab. Es wurde Zeit für Paula Sontheim. Sie bahnte sich einen Weg durch all die Gaffer. Der Tod ist ein Spektakel, dachte sie. Und bis vor kurzem hatte sie über ihn nicht einmal nachgedacht.

Paula Sontheim hatte es gefallen, an einem Sonntagmorgen zu sterben. Nach dem Frühstück zog sie sich in ihr Zimmer zurück und öffnete die Schublade mit den Liebesbriefen. Sie hatte alle gesammelt, sieben Päckchen, und je nach Absender mit einem andersfarbigen Geschenk-

band verschnürt. Aber da war einer, den las sie immer wieder. Der gehörte zu keinem Päckchen, er war ein Einzelgänger und trug das Datum vom zehnten Oktober neunzehnhundertundsechzig.

So fand ihre Tochter sie am Abend. In ihrem Sessel, den Brief auf dem Schoß. »Liebste Paula«, las Agnes, vor Entsetzen wie betäubt, »könnte meine Liebe Dir Unsterblichkeit verleihen, ich wäre der glücklichste Mensch auf Erden ...« Weiter las Agnes nicht, sie hatte begriffen, dass ihre Mutter kalt in ihrem Sessel saß, und rannte in die Küche, um die Pizza fürs Abendessen aus dem Ofen zu holen, ehe sie völlig verkohlte. Sie wusste, wie sinnlos dies war, sie ahnte, dass heute niemand mehr Pizza essen wollte, sie dachte, dass sie ihre Geschwister verständigen sollte und vor allem den Hausarzt. Zunächst aber zog sie es vor, sich am Pizzateblech die Finger zu verbrennen. Vielleicht tat sie das auch, um nicht nachrechnen zu müssen, dass sie am zehnten Oktober neunzehnhundertsechzig bereits drei Jahre zählte und dieser Brief bestimmt nicht von ihrem Vater stammte.

Sie hatte sich weiße Orchideen gewünscht, und ihre Töchter taten ihr den Gefallen, auch wenn ihr einziger Sohn Paul mit den Zähnen knirschte und so pietätlos war, auf die Kosten hinzuweisen, für Blumen, die ohnehin eine Stunde später mit Sarg samt Inhalt in Flammen aufgehen würden. Er war auch der Einzige, der die halbverkohlte Pizza in sich hineinschlang, ohne zu wissen, was er tat, während seine Schwestern ein Stockwerk höher beschlossen, der Mutter die gebündelten Liebesbriefe, und vor allem jenen einen, ungelesen mit in den Sarg zu geben. So lag Paula Sontheim bereits seit dem Vormittag dieses schönen Mittwochs aufgebahrt in der Friedhofskapelle, in den gefalteten Händen einen Orchideenzweig, ein Lächeln um den eingefallenen Mund. Während Agnes' Schwester

allerdings dachte, sie ruhe auf ihren Liebesbriefen, handelte es sich in Wahrheit um die unerfreuliche Post, die Agnes von dem Scheidungsanwalt ihres Mannes erhielt. Paula Sontheim hatte ihr Lebtag nie etwas dem Zufall überlassen, und Agnes zweifelte keinen Augenblick daran, dass sie genau so, mit dem Brief in der Hand, von ihr angetroffen werden wollte. Es war eine Art Vermächtnis, und Agnes wusste es zu schätzen.

Es wurde Zeit, den Sarg zu schließen. Agnes hörte Esther aufschluchzen. Sie aber freute sich auf die Abende, an denen sie eine besonders gute Flasche Wein öffnen würde, um in aller Ruhe die Liebesbriefe zu lesen.

Feuerbestattungen mochte Cora am liebsten. In der Aussegnungskapelle lief immer dieselbe Musik, es roch beruhigend nach Pflanzen und Räucherwerk. Über dem Altar wachten zwei Engel und wiesen mit ihren Palmzweigen auf die Tür zwischen ihnen, hinter der ein mächtiges Feuer glühte. Cora wusste, der Palmzweig stand für die Wiedergeburt, denn wo auch immer man seinen Zweig in die Erde steckte, wuchs daraus ein neuer Baum. Über der Tür stieg ein Phönix aus seiner Asche auf.

Paula Sontheims Feuertaufe fiel auf einen besonders schönen Tag. Durch die geöffnete Tür spannte sich ein Streifen Sonnenlicht über den Mosaikboden, der Wind trieb ein paar früh verwelkte Blätter vor Coras Füße. Am Portal entstand Bewegung, nach und nach füllten Trauergäste die Bänke, die Musik verstummte. Und dann erschien die Hauptperson in ihrem Sarg. Cora hatte schon viele Säрге gesehen, doch heute bekam sie große Augen. Dieser hier verschwand beinahe unter weißen Orchideen. Cora beneidete Paula Sontheim. Wie gerne würde auch sie in einem solchen Sarg durch die Feuerklappe fahren und durch die

Flammen gehen, gereinigt und gehärtet, wie Stahl. Denn sterben würde sie nicht, auch nicht in den Flammen, das wusste sie seit dem Unfall. Raoul war auf der Stelle tot gewesen. Sie aber war aus dem brennenden Auto gestiegen, unversehrt, als könne ihr nichts etwas anhaben. Seither träumte sie von den Flammen, trug ausschließlich Schwarz und die Runen der Unsterblichkeit an einer Kette um den Hals. Seither besuchte sie Beerdigungen. Und verstand täglich ein wenig mehr, wozu sie auf diese Erde geschickt worden war.

Es ist eine Mission, dachte sie, als Paula Sontheims Sarg zwischen den Engeln verschwand. Es muss noch mehr von meiner Sorte geben. Paula Sontheim jedenfalls, so dachte Cora, gehörte nicht dazu. Friede ihrer Asche.

Valentin kam gerade noch rechtzeitig, um Paulas Sarg zwischen den Engeln verschwinden zu sehen. Weiße Orchideen, umhüllt von einer rotglühenden Aureole. Dann schloss sich das Tor. Es war vorbei. Und obwohl er Paula seit vierzig Jahren nicht mehr gesehen hatte, obwohl sie beide in derselben Stadt gelebt hatten, obwohl er niemals mehr versucht hatte, mit ihr in Kontakt zu treten, seit sie ihn damals weggeschickt hatte, war es ihm, als habe er sie erst jetzt wirklich verloren.

Paula war Valentin die Liebste gewesen. Auch wenn sie ihr Leben lang behauptete, dieser Mensch wisse gar nicht, was Liebe sei, er sei ein sonderbares Wesen, einem Baum nicht unähnlich. Aber da Paula Bäume liebte, hatte sie nichts dagegen gehabt, seinen Sohn zur Welt zu bringen und ihrem Ehemann, dem Herrn Sontheim, als Kuckuck ins Nest zu legen.

Valentin hatte Muße genug, diesen seinen Kuckucks-Sohn zu beobachten. Er schien nicht recht bei der Sache, min-

destens dreimal sah er auf seine Armbanduhr, während seine Mutter auf ihre letzte Reise ging. Wo er wohl mit seinen Gedanken war?

Eine der Töchter sah Paula so verblüffend ähnlich, dass es ihm fast den Atem nahm. Dieselben weichgeformten Brüste. Das gleiche eigensinnige Kinn. Valentin seufzte. Von allen Frauen, die er kannte, hätte er am liebsten mit Paula seine Unsterblichkeit geteilt. Sie aber hatte ihn vor Jahren fortgeschickt, und jetzt war sie gestorben, wie alle anderen vor ihr. Während sie in den Flammen verging, wurde Valentin klar, dass auch für ihn etwas endete und etwas Neues begann. Er fror. Und obwohl er gerne ein letztes Mal in das Gesicht dieser Tochter gesehen hätte, stand er leise auf und schlich hinaus, schritt durch die aufwirbelnden Blätter den Kiesweg entlang und davon.



## 2

**A**drian war es, als habe ein Blitz ihn gestreift. Oder eine Erleuchtung ihn durchdrungen. Oder ein Stern ihn berührt. Er fand später viele Bilder für diesen Augenblick, als er Cora zum ersten Mal sah. Aber keine Sprache dieser Welt konnte ausdrücken, was er fühlte.

Es war ausgerechnet bei der Beerdigung seiner Großmutter. Er hatte sie gemocht, die alte Dame, aber diese Zeremonie war ihm ein Greuel. Er wollte sie so in Erinnerung behalten, wie sie gewesen war, noch vor wenigen Tagen, voller Überraschungen, voller Witz, ein bisschen verrückt vielleicht, verrückt genug, um ihm Geld zuzustecken für ein neues Tattoo. Was er keinem erzählte, denn seine Mutter hätte garantiert wieder eine Bemerkung gemacht wie: »Für so etwas hat er Geld, der alte Drache, aber wenn ich sie mal um etwas bitte ...«, und sein Vater, nun, den sah er ohnehin fast nie. Sein Vater war ein Spinner und Eigenbrötler, hatte sich von seiner Mutter getrennt, da war Adrian noch ein Baby. Seit er sich Adrian im Alter von fünf Jahren vor seinen Bauch geschnallt hatte, um so mit ihm von einem Steilhang zu springen und an einem Gleitschirm hängend ins Tal zu segeln, ging Adrian seinem Vater lieber aus dem Weg. Paul Sontheim sagte Sachen wie: »Du wirst nicht dadurch zum Mann, dass du dir Muster in die Haut ritzen und Metall ins Fleisch schlagen lässt.« Auf solche Bemerkungen konnte Adrian gut und gern verzichten.

So war es gekommen, dass sich Adrian seit langem, wenn auch nur in dieser einen Angelegenheit, der Meinung seiner Mutter angeschlossen hatte, nämlich dass sein Vater ein Langweiler war, der nichts anderes im Kopf hatte als das Fliegen. Mit seinem Vater konnte Adrian also nicht rechnen. Und seine Mutter ließ keine Gelegenheit aus, um ihm zu erklären, dass er ein »Unfall« war, und wäre er nicht gewesen, hätte sie diesen Spießler niemals geheiratet und ihr Leben hätte eine völlig andere, wunderbare Wendung genommen. So aber war sie verdammt, diesen kleinen Scheißer namens Adrian großzuziehen und in Haushalten putzen zu gehen, den Dreck von Menschen wegmachen zu müssen, die ihr eigentlich nicht das Wasser reichen konnten. Adrian dagegen war der Meinung, wenn eine Mutter ein »Unfall« sein könnte, dann wäre seine ein Super-GAU. Wie oft hatte sich Adrian vorgenommen, ihre Worte an sich abperlen zu lassen wie einen Regenschauer, so wie vorhin, als sie einmal wieder wegen seiner Frisur ein Theater gemacht hatte. Seine Haare waren schwarz und sie standen steil nach oben. Oma hatte sich nicht daran gestört, es wäre ihr auch heute egal. Nie würde Adrian vergessen, wie hysterisch seine Mutter reagiert hatte, als er mit seinem ersten Piercing nach Hause kam. Auch Oma hatte den Kopf geschüttelt, dann aber Kamillentee gekocht, gegen die Schwellung und damit es sich nicht entzündete. Nein, die da unter diesem Blütenberg lag, war bereits eine andere. Eine Fremde. Niemand, der ihn mehr etwas anging.

Adrian war zu der Beerdigung gekommen, obwohl er seine Mutter verachtete, die nichts anderes im Sinn hatte, als ihre Diäten, ihre Fingernägel, die bei ihren Putzjobs unweigerlich leiden mussten, ihre Haarpracht, für die sie viel zu viel von ihrem hart verdienten Geld in Beautystores

gegen Pflegemittel eintauschte, und ihre Daily Soaps, nach denen sie süchtiger war, als ein Heroinjunkie es je sein könnte. Er war gekommen, obwohl er seinem Vater lieber aus dem Weg ging und davon überzeugt war, dass es seiner Großmutter vollkommen egal gewesen wäre, ob ihr Enkel bei ihrer Einäscherung dabei war oder nicht. Er war gekommen, und jetzt begriff er auch, warum: Dunkel wie ein Nachtengel saß sie im Kirchengestühl, und zunächst dachte er tatsächlich, sie sei eine Erscheinung. Dann hatte sie ihn angesehen, mit diesem Blick, so blau, so klar. Da war es passiert.

Alles an ihr war außergewöhnlich: das nachtschwarze Haar, das lang über die Kirchenbank bis fast zum Boden hinunterfiel, dicht und glänzend. Der perlfarbene Schimmer ihrer Haut, fast weiß, der schwarzgeschminkte Mund, und eben diese Augen, in dem dunkelsten Blau, das Adrian je gesehen hatte. Sie trug ein schier unglaubliches Kleid, schwarz und bodenlang und mit einem steil aufgerichteten Fächerkragen in Form von Fledermausflügeln. Auf ihrer Brust erkannte er die Rune der Unsterblichkeit. Ihre Haltung war die einer Königin – sie war seine Königin, bis an sein Lebensende würde er ihr dienen. Er starrte sie so lange an, bis sie den Kopf wandte und ihm einen Blick zuwarf, der ihm Stromstöße durch den Körper jagte. Er musste herausfinden, wer sie war, wie sie hieß, wo sie wohnte. Er musste mit ihr sprechen, ihre Stimme hören, ihr Lachen. Er konnte es nicht erwarten, bis dieser Zauber hier zu Ende war. Und gleichzeitig fürchtete er sich davor, als würde dann ein Zauber brechen.

Cora war es gewöhnt, dass man sie anstarrte. Normalerweise achtete sie nicht darauf. Aber bei diesem Jungen war es anders. Sie gehörten zu derselben Art, auch er trug

Schwarz, auch er schminkte sich bleich und umrandete seine Augen mit Kajal. Und er trug Metall an Stellen im Gesicht, wie sie es noch nie gesehen hatte.

Raoul hatte Piercings abgelehnt, darum kam es natürlich auch für sie nicht in Frage. Manche brauchen das, hatte er gesagt, manche brauchen den Schmerz. Dieser Junge da drüben schien einen gewaltigen Bedarf an Schmerz zu haben.

Als sie aus der Halle trat, hatte sich das Wetter gewendet. Wolken waren aufgezogen, und Cora beeilte sich, nach Hause zu kommen. Erst nach einer Weile bemerkte sie ihren Schatten. Er folgte ihr. Cora wandte sich um und sah ihn sich an.

Der Junge war einen halben Kopf kleiner als sie, das sah sie gleich, trotz der steil aufragenden Haarpracht. Er hatte etwas von einem herausgeputzten Igel.

»Ich bin Adrian«, sagte er und strahlte sie an.

Sie bedachte ihn mit einem langen Blick von der Sorte, die eine Menge Menschen und vor allem ihre Mutter garantiert zum Verstummen gebracht hätte. Dieser Adrian schien unter ihm zu schrumpfen, ein interessantes Phänomen. Er wollte noch etwas sagen, setzte an, ließ es dann bleiben.

»Auf Wiedersehen, Adrian«, sagte sie würdevoll und wandte sich ab. Wer ihren Blick nicht aushielt, mit dem verlor sie keine Zeit.

Paul Sontheim war enttäuscht. Gerne hätte er mit seinem Sohn, den er kaum zu Gesicht bekam, gesprochen, auch wenn er nie die richtigen Worte zu finden schien, so fremd waren sie sich. Doch kaum war die Zeremonie zu Ende gewesen, war Adrian davongerannt, als sei der Leibhaftige hinter ihm her. Zugegeben, auch er hatte wie auf Kohlen gegessen. Seit einer halben Stunde sollte er bereits auf dem

Wiesengrundstück hinter dem Auwäldchen sein. Es war typisch für seine Schwestern, ihn mit dem Einäscherungstermin vor vollendete Tatsachen zu stellen. Keine von beiden war auf die Idee gekommen, ihn zu fragen, ob er überhaupt Zeit habe, sie behandelten ihn immer noch als den kleinen Bruder, der er war und bleiben würde, auch wenn sie alle drei einmal im Seniorenheim aus Schnabeltassen trinken würden.

»Wo ist Adrian denn hingernnt?«, fragte Paul seine geschiedene Frau. Sandra sah ihn an, als wisse sie nicht, von wem er sprach, als könne sie sich nur mit Mühe daran erinnern, wer er überhaupt sei, und zuckte mit den Schultern. Na wunderbar, dachte Paul. Was für eine Familie. Er verabschiedete sich mit einem Knurren von seinen Schwestern, stieg in seinen alten, lehmverspritzten Landrover und fuhr davon.

Warum nur hatte er immer das Gefühl, eigentlich nicht dazugehören? Warum konnte er keine Ähnlichkeiten zwischen sich und seinen Schwestern entdecken? Selbst seine Mutter hatte ihn zeit ihres Lebens so behandelt, als gehöre er nicht wirklich zu ihr, auch wenn sie alles dafür tat, es ihn nicht spüren zu lassen. Wirklich etwas vorwerfen konnte er Paula nicht, sie hatte sich bemüht, gerecht zu sein, aber Kinder haben eine Antenne fürs Anderssein, und Paul hatte in dem Frauenhaushalt, zu dem sein Zuhause nach dem Tod des Vaters geworden war, nie seinen Platz gefunden.

Wie immer, wenn er es eilig hatte, schaltete jede Ampel auf Rot. Er konnte nur hoffen, dass die Jungs heute einen guten Tag hatten. Vielleicht verspäteten sich seine Kunden, irgendein Wunder musste ihn jetzt retten.

Als Paul auf das Wiesenstück fuhr, atmete er auf. Der Korb stand an Ort und Stelle, die Gasflaschen bereit. Die Ballonhülle war ausgelegt und ordnungsgemäß vertäut.

Bernd pumpte gerade Luft in den Mund des Ballons, während seine Freunde ihn geöffnet hielten. Schon kam Leben in die riesige Blase, und die Männer hatten alle Hände voll zu tun, sie festzuhalten.

Paul sprang aus dem Wagen und begrüßte Bernd und seine beiden Kumpel, die ihm mal wieder aus der Patsche halfen. Dabei versuchte er nicht daran zu denken, dass es fremde junge Männer waren, die ihm halfen, und nicht etwa sein eigener Sohn. Adrian, der herumlief wie eine Figur aus der Horrorshow und sich Metall in den Körper schlagen ließ, als büße er für die Sünden seiner Altvorden. Adrian, dem es schwindelig wurde, wenn er sich höher als einen Meter über dem Erdboden befand. Der unter Flugangst litt und sich weigerte, den Korb zu betreten. Adrian, der ...

»Soll ich vorglühen, oder machst du das?«

Paul kehrte zurück in die Gegenwart und kümmerte sich um seinen Ballon. Erwärmte sich die Luft im Innern, richtete sich die Hülle nach und nach auf. Immer wieder war das ein Moment, der sein Herz höher schlagen ließ: der Augenblick, wenn sein Ballon erwachte. Er war bunt, in allen Regenbogenfarben reihte sich eine Stoffbahn an die andere, es war der schönste Ballon, den er je gesehen hatte, und er gehörte ihm.

»Es sollte mich eigentlich nicht wundern«, hatte Paula gesagt, als sie den Ballon zum ersten Mal sah, »dass es dich in die Lüfte zieht. Wirklich nicht. Tut mir leid, mein Sohn, aber ich kann in so etwas nicht mitfliegen.«

»Das heißt fahren, nicht fliegen«, hatte er patzig geantwortet.

Warum zum Teufel wunderte sie sich nicht? Was sollte das schon wieder bedeuten? Konnte er sie denn mit nichts überraschen? Doch er hatte es aufgegeben zu fragen.

Denn eine vernünftige Antwort, eine, die für ihn einen Sinn ergab, hätte er auch dieses Mal von seiner Mutter wohl kaum bekommen.

Sie hatte Wort gehalten und war nie in den Korb gestiegen. Und wenn er zu sich ehrlich war, bedeutete dies, nach allem anderen, die größte Enttäuschung, die Paula ihm in seinem Leben bereitet hatte.

Jetzt stand die Hülle über dem Korb wie ein bunter, leuchtender Pilz. Auch wenn sich außer ihm niemand aus seiner Familie etwas aus der Luftfahrt machte, Paul war das egal, sobald er festen Grund unter den Füßen verlor. Befand er sich erst einmal dort oben, fiel alles von ihm ab. Mutwillig zog und zerrte der Ballon an dem fest in der Erde verankerten Korb.

»Da sind sie«, rief Bernd, der noch immer die Leine hielt, die ganz oben am Scheitelpunkt des Ballons festgemacht war.

Ein Wagen näherte sich über den Feldweg. Jemand würde gleich eine Geburtstagsüberraschung bekommen. »Eine unvergessliche Fahrt im Heißluftballon«, so stand es in seinem Prospekt. Paul lud die Kühltasche mit dem Sekt und den Gläsern in den Korb. Er war so weit. Die Fahrt konnte beginnen.

Zu Hause sah Cora in der Garage nach dem Lexus ihres Vaters. Er war nicht da. Sie ging ins Studio und betrachtete das Modell. Sie holte die Baupläne aus der Hülle und breitete sie aus. Dort, in dem schneckenförmig sacht ansteigenden Gang sollten wechselnde Ausstellungen stattfinden, denn der Bankdirektor war ein begeisterter Förderer der Kunst.

»Banken sind heute das, was früher Fürstenhäuser waren«, hatte ihr Vater einmal gesagt.

»Vielleicht sollte Cora ihm einmal ihre Mappe zeigen!«, hatte ihre Mutter eingeworfen, mit der ihr eigenen Art zu sprechen, forsch den Satz beginnend, um dann immer leiser zu werden und am Ende zu verhallen. Coras Vater bedachte seine Frau mit einem Blick, der seine Tochter noch mehr gegen ihn aufbrachte. Aber hatte er nicht recht? Wenn sie doch nur ein einziges Mal das, was sie meint, laut und bestimmt vertreten würde, dachte Cora. Sie wusste oft nicht, auf wen sie zorniger sein sollte, auf ihren anmaßenden Vater oder ihre mausartige Mutter.

Coras Mappe hatte ihr Vater noch nie zu Gesicht bekommen, und das würde auch so bleiben. Er würde sagen, dass sie das Talent von ihm habe, und dann auf jedem Blatt etwas kritisieren. Die schlimmste Vorstellung allerdings war, er würde verstehen, was sie da zeichnete. Doch das war undenkbar. Die Welt ihres Vaters war zentrisch auf ihn selbst ausgerichtet, und alles, was sich außerhalb dieses Universums befand, existierte einfach nicht. Wer nicht so war wie er, war nichts anderes als ein Fixstern, der am Horizont verglühte. So wie Raoul, der gewagt hatte, anders zu sein.

Cora hatte lange gebraucht, um das zu erkennen. Früher, da hatte sie ihren Vater abgöttisch geliebt. Es gab eine Zeit, da saß sie nachmittags in seinem Studio und bastelte Feenbehausungen aus Balsahölzern. Damals war ihr Haar noch schokoladenfarben, und sie trug Latzhosen und bunte T-Shirts. Damals war sie noch ein Kind, und Raoul lebte in einer anderen Galaxie. Damals war sie die Sonne im väterlichen Universum, so strahlend, dass ihre Mutter eifersüchtig auf sie war. Heute war das nicht mehr nötig. Heute bettelte ihre Mutter darum, dass sie sich mit ihrem Vater versöhnte. »Mama«, sagte Cora dann grausam, »du solltest dich sehen, du würdest dich schämen.«



Als schämte sich ihre Mutter nicht schon genug.

Mit Hilfe eines Stücks Bindfaden maß Cora die Länge des spiralförmigen Ganges von unten bis hinauf zu der Kuppel. Sie verglich das Ergebnis mit den Plänen, notierte sich Zahlen auf einem Zettel. Der Fußboden, so hatte ihr Vater stolz erklärt, würde mit dem Holz alter Schiffsrümpfe belegt, die hätten exakt die richtige Wölbung für den sanft gerundeten Gang. Es sei doch ausnahmsweise mal eine Freude, für einen Auftraggeber zu arbeiten, der sich für solche Ideen begeistern könne und nicht dauernd auf dem Geldsäckel saß. Auch Cora freute sich über diese gute Nachricht, doch aus anderen Gründen.

Sie rollte die Pläne wieder auf. Stellte alles zurück an seinen Platz und verschwand aus dem Studio. Lautlos glitt sie durch den Gang hinüber in ihr Reich. Sie schlug ihr Tagebuch auf. Übertrug die Zahlen. Verglich sie mit anderen. Dann zog sie sich um für das Abendessen. Hungrig war sie nicht. Und doch würde sie sich an diesen Tisch setzen, Abend für Abend. Ein selbstaufgelegtes Ritual, um ihre Eltern zu strafen.

HP Sternberg würde es niemals zugeben, aber er fürchtete sich vor diesen Abendessen. Immer öfter aß er auswärts, traf sich mit Auftraggebern und Kollegen. Und doch zog ihn ein ihm rätselhafter Magnetismus zurück an den Tisch aus antikem Treibholz, auf den er so stolz war wie auf alles in diesem Haus, und bis vor kurzem auch auf seine Tochter.

Es hatte eine Zeit gegeben, da erschien sie ihm als ein Teil von ihm selbst. Diese Zeit musste enden, das sagte auch der Therapeut, zu dem ihn seine Frau einmal schleppte, damals, nach der Sache mit Raoul. Eine junge Frau muss sich von ihrem Vater lösen, soll sie eine normale Entwick-

lung nehmen, und dieser Lösungsprozess sei mitunter schmerzlich. Auf die Sache zwischen Cora und Raoul wollte der Therapeut nicht eingehen, auch verriet er nicht, was Cora ihm anvertraute, während der vielen Sitzungen, die sie bei ihm hatte. Nur das eine sagte er immer wieder: dass es das Beste sei, sie in Ruhe zu lassen. Und wenn sie mit ihm nicht sprechen wolle, dann müsse er das akzeptieren. Eines Tages sei auch diese Phase vorüber. HP Sternberg wartete nun schon fast ein Jahr darauf.

Er hätte nie gedacht, dass ihm das derart zusetzen könnte. Sie saßen täglich am selben Tisch, und das Schweigen seiner Tochter war wie das unaufhörliche Wasser eines stillen Stroms, er konnte direkt fühlen, wie es ihn aushöhlte, inwendig. Er wollte zornig auf sie sein, aber das gelang ihm nur, wenn sie nicht da war, und selbst dann nur für Augenblicke. Dann richtete sich seine Wut gegen Raoul, der die Schuld an allem trug. Kann man auf einen Toten zornig sein? Man kann.

Es dämmerte bereits, als er seinen Lexus den Hügel hinaufsteuerte. Dies war einer jener Tage, auf die er gut und gern verzichten konnte. Drei geschlagene Stunden hatte eine Lebensmüde auf seinem Neubau gestanden, der Himmel allein wusste, wer die Feuertür zum Dach offen gelassen hatte, die Polizei stellte allerhand Fragen, auf die er keine Antworten hatte. Den Bauleiter in Grund und Boden zu brüllen hatte ihm nur vorübergehend Erleichterung verschafft. Bis der behauptete, dass sich seine Tochter ständig in dem Neubau herumtrieb.

Ausgerechnet Cora. Was hatte sie dort zu suchen? Hatte sie den Keil in die Tür gelegt? Aber wozu? Es war ihm klar, dass er von ihr keine Antwort bekommen würde.

Er schob den Gedanken von sich. Warum sollte ausgerechnet Cora etwas damit zu tun haben. Und auf einmal

war da eine klitzekleine Freude in ihm: Cora interessierte sich also doch noch für ihn und seine Arbeit. Sie wollte es ihm nicht zeigen, und doch nahm sie heimlich Anteil am Fortschritt des Neubaus. Sie wusste so gut wie er, dass dies ein Höhepunkt in seiner Laufbahn war, jahrelang hatte er dafür gekämpft, diesen Entwurf umzusetzen. Ob Museum oder Bankgebäude, ihm war das egal. Was war daran so schlimm? Auch die Medici waren Banker gewesen, Michelangelo hatte sich daran nicht gestoßen. Eines Tages würde Cora verstehen, wie die Dinge liefen, und eines Tages würde sie wieder sein kleines Mädchen sein.

Er bog in die Auffahrt zu seinem Haus ein, da hatte er ihn auch schon auf der Motorhaube. HP Sternberg fluchte, trat auf die Bremse. An seiner Windschutzscheibe klebte ein Gesicht, das vor Piercings nur so strotzte. HP sprang aus dem Wagen, zog den Jungen vom Kotflügel. Der Bursche keuchte, hielt sich die Hüfte. Schwarzlackige Igelhaare standen in allen Richtungen von seinem Kopf.

»Alles in Ordnung?«

Keine Antwort. Der Junge musste ein Freund von Cora sein, er sah aus wie ihr männliches Gegenstück aus einem dieser Dämmerungs-Horrorstreifen, die so in Mode waren.

»Tut dir was weh?«

Der Junge tat einen Schritt, knickte mit dem Bein ein, stürzte beinahe, stützte sich schwer auf dem Lexus ab. HP verschluckte einen weiteren Fluch, als er die Dellen in der Motorhaube entdeckte. Wusste dieser Knabe eigentlich, was er da anrichtete?

»Komm mit«, sagte er und griff dem Jungen unter die Achseln. »Ich nehme dich mit ins Haus. Dann rufen wir einen Arzt.«

Er beförderte den Jungen ins Auto. Brauste die Auffahrt hinauf. Besser, er brachte ihn nicht ins Krankenhaus.

Besser, es gab heute nicht noch mehr Schlagzeilen mit HP Sternbergs Namen darin.

»Schwarze Kleidung in der Dämmerung«, sagte er anklagend, »wie soll man dich da sehen! Was treibst du eigentlich hier oben? Wolltest du zu Cora?«

Der Junge schwieg. Saß auf dem Beifahrersitz wie ein Häufchen Elend. Hoffentlich hatte er sich nichts gebrochen. Das hätte HP Sternberg gerade noch gefehlt.

Adrian glaubte zu träumen, als er aus dem Aufzug humpelte. An einem gewaltigen Tisch aus dunkel gemasertem Holz, erleuchtet von Kerzen, saß sie, und sie schien kein bisschen erstaunt, ihn zu sehen.

»Hey, Adrian«, sagte sie, »du blutest ja!«

Es war ihm egal, dass an seinem Mundwinkel ein paar Tropfen Blut hingen. Den Schmerz in der Hüfte und im Knie fühlte er nicht mehr. Er konnte nicht glauben, welches Glück ihm widerfuhr, während ihre Mutter ihn auf einen Stuhl drückte und nach einer Kompresse für seine Lippe lief, und ihr Vater mit einem Arzt telefonierte. Von ihm aus hätte er ihn zum Krüppel fahren können, Hauptsache, er hatte es geschafft, in ihre Nähe zu gelangen.

Das königliche Kleid hatte sie abgelegt, sie trug ein schwarzes T-Shirt und schwarze Jeans, das lange Haar umhüllte wie ein Schleier ihre Schulter und Brust. Sie war so schön, dass ihm schwindelig wurde, er klammerte sich an die Tischkante, als sei er ein Ertrinkender und sie die rettende Planke. Eine Welle ergriff ihn, spülte ihn vom Stuhl.

»Hey, Adrian ...«, hörte er ihre Stimme. Er fühlte, wie ihr Haar sein Gesicht streifte. Sie hatte sich seinen Namen gemerkt. Er war der glücklichste Mensch auf Erden. Dann kam eine zweite Welle und riss ihn hinweg.